

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 183

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VORARLBERG

Heimatdümmler und Egger

von KURT BRACHARZ aus Bregenz

Wie schafft es ein bedeutungsloser Provinzpolitiker, in Vorwahlzeiten in die Schlagzeilen der überregionalen Presse zu kommen und damit seinen Bekanntheitsgrad ein bisschen zu erhöhen? Die zynische Antwort heisst: mit Antisemitismus. Und wenn er geschickt formuliert ist, findet er – jedenfalls in Österreich – auch noch erstaunlich breite Zustimmung.

Als der FPÖ-Landeschef Dieter Egger aus Hohenems im September beim Wahlkampfauftakt seiner Partei vor etwa 400 Zuhörern den Direktor des Jüdischen Museums in Hohenems Hanno Loewy einen «Exil-Juden aus Amerika in seinem hochsubventionierten Museum» nannte, wird sich zuvor jemand bei dieser Formulierung etwas gedacht haben. Es fällt einem der in der Schweiz tätige Deutsche Alexander Segert ein, der Chef der Dübendorfer PR-Agentur «Goal», der auch Eggers um das Wort «Heimat» zentrierte Kampagne betreibt. Er ist der Propagandist der Schweizer SVP-Kampagnen mit den Ratten- und Schwarze-Schafe-Motiven. Segert bestreitet allerdings, die Formulierung kreiert zu haben, Egger schreibe seine Reden selbst.

Mag sein. Dem «Goal»-Motto «Keep It Simple and Stupid» entspricht es jedenfalls nicht ganz, die Bemerkung wirkt eher ausgeklügelt, denn sie macht es einem leicht, sie misszuverstehen, indem sie keine direkte Beleidigung enthält, sondern mit Assoziationen arbeitet. Die Assoziationen zu «Juden aus Amerika» sind in Österreich «Ostküste, Waldheim-Kampagne, Holocaust-Industrie, Lehman Brothers, Madoff» etc. Zu «Exil» offenbar Fahnenflucht. Der Satzteil «sein hochsubventioniertes Museum» bedeutet, dass das Museum Loewys Privatbesitz ist und er damit den österreichischen Steuerzahler ausnimmt. Insgesamt parasitiert also schon wieder ein feiger und geldgieriger Jude als prototypischer Ausländer an den österreichischen Einheimischen.

Das Geschickte an der Formulierung ist, dass Egger abstreiten kann, es so gemeint zu haben. Beim «Exil-Juden» hat er sich einfach geirrt und nicht gewusst, dass Loewys Eltern zwar ins Exil gezwungen worden sind, aber nicht in die USA, sondern nach Israel; «Exil-Jude» ist doch an sich

noch kein Schimpfwort, es gibt doch viele Exilanten, und ein Jude ist Herr Loewy ja auch tatsächlich; und das Museum ist – wie jedes andere auch – subventioniert, die Höhe ist eine Frage des Vergleichs. Also was soll an der Aussage antisemitisch sein? Sogar seine Schwiegermutter schrieb Leserbriefe (oder es wurden solche mit ihrem Namen unterschrieben), dass sie Herrn Egger gut kenne und wisse, dass er kein Antisemit sei. Und der Pfarrer von St.Gallenkirch schrieb in einem Leserbrief, Egger habe doch selbst gesagt, er sei kein Antisemit, also sei er keiner.

Auch die Heuchler und die Naturdoofen schrieben sich die Finger wund in Postings und Leserbriefen, bei denen der krass antisemitische Teil etwa zehn Prozent ausmachte, während sehr viele von den anderen fragten, ob man denn einen Juden nicht als Juden bezeichnen dürfe, ob man sich jetzt für seine Heimatliebe schämen müsse, und dass die Faschismuskeule wieder zugeschlagen habe und die Meinungsfreiheit gefährdet sei. Aber selbst bei denen, die sich gegen Egger wandten, fiel auf, dass sie – ebenso wie die Medien – immer nur vom «Exil-Juden»-Vorwurf sprachen, als ob nicht erst die komplette Formulierung das echte alte antisemitische Klischee ergäbe. Übrigens sprach auch der Landeshauptmann, der nach der Wahl zu keiner Koalition mit Egger mehr bereit ist, immer nur von einer «antisemitisch interpretierbaren» Aussage.

Egger selbst schrieb in einem Zeitungsinserat, dem Direktor des Jüdischen Museums passe es nicht, dass Egger ein «Elterngeld für heimische Familien» verlange. «Am liebsten würde er uns

den Einsatz für unsere Heimat verbieten. Das lassen wir uns nicht bieten! Das hat nichts mit Antisemitismus zu tun. Hingegen hat die Kritik am Begriff «heimisch» sehr viel damit zu tun, was wir noch in unserem Lande sagen dürfen und wer bestimmt, was gesagt werden darf und was nicht. Ich frage Sie: Wie steht es um unser schönes Land, wenn man Begriffe wie «Heimat» und «heimisch» nicht mehr in den Mund nehmen darf?»

Spätestens das erinnert an den Wahlkampf des FDP-Politikers Möllemann, der 2002 einen ehemals grünen FDP-Anwärter, der das israelische Militär mit den Nazis verglichen hatte, verteidigte, indem er pauschal gegen Political Correctness und speziell gegen die jüdischen Funktionäre Friedman und Spiegel polemisierte. Er wurde von Guido Westerwelle unterstützt. Das Wahlergebnis zeigte dann allerdings, dass diese Kampagne ins Leere gegangen war.

Ob das bei Egger am 20. September auch der Fall sein wird? Er hat vor der Wahl noch einmal dezidiert an Waldheim und die «Ostküste» erinnert, indem er Aufkleber mit dem damals bei der Rechten gängigen Motto «Jetzt erst recht!» auf seinen «Mut zur Heimat!»-Plakaten anbringen liess. Was seine Heimattümler wohl zur Kampagne durch ausländische Einflüsterer sagen? Es hätte ja auch «heimische» Werbeagenturen gegeben.

KURT BRACHARZ, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist
und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

Verschluckte Leute

von CAROL FORSTER aus Appenzell

Immer wieder hat es mich in den Alpstein gezogen diesen Sommer. Kleine, feine Wanderungen, längere Märsche und auch ein paar Mordstouren mit Mordsmuskelkater danach. Gerade jetzt, Anfang Herbst, ist das Licht unvergleichlich. Das Grün ist so satt und hebt sich deutlich, aber sanft vom Grau und Braun der Berge ab. Die Luft ist klar, und wenn der Himmel dann noch blau ist, dann ist es da oben wirklich zum Jauchzen! Ich habe nur ein einziges Problem in den Bergen. Ich bin nicht schwindelfrei. In höheren Gefilden sind dann immer diese Stahlseile gespannt, an denen man sich festhalten kann. Ohne diese Hilfen wäre ich verloren. Jedes Mal sind das kleine Mutproben, und das Gefühl, es geschafft zu haben, um die



Dieter Egger greift für den Wahlkampf in die unterste Schublade. Bild: pd



stöcke in die Erde bohren und in den Fels hacken, dass es vielleicht sogar wehtut und dass sich dann diese Löcher auftun, um hin und wieder einen solch unbequemen Wandergesellen zu fresen. Und plötzlich war mir sonnenklar, weshalb wir früher immer die roten Socken zu den Knickerbockern tragen mussten.

CAROL FORSTER, 1961,
führt den Bücherladen in Appenzell.

WINTERTHUR

Die kleine Grossstadt und eine angebliche Weltstadt

von **MANUEL LEHMANN**
aus Winterthur

Reisen erweitert den Horizont. Die Heimatstadt nimmt man nach einer Reise aus anderer Perspektive wahr. So erging es mir, nachdem ich diesen Sommer zwei Wochen in Hamburg verbrachte. Ich streifte durch die Hafencity, stellte fest, dass der «Leuchtturm» Elbphilharmonie nicht fertig werden will, besuchte Veranstaltungen des Hamburger Architektursommers und mietete ein Fahrrad, um die Schauplätze der 2013 stattfindenden Internationalen Bau- und Gartenausstellung abzufahren. Dazu las ich Bücher, in denen es um Stadtentwicklung und soziokulturelle Aspekte geht. Ein Bildungsurlaub aus reiner Neugier.

... aber beim Wandern sind sie ganz praktisch. Bild: pd

Ecke zu schauen und dann wieder weitere Alpweiden vor einem liegen zu sehen, ist unbeschreiblich gut. Als Kind musste ich jedes Wochenende in den Alpstein und bin damals, ohne mit der Wimper zu zucken, über den Lisengrat spaziert. Das muss das Alter sein, dass es mich so runterzieht jetzt und ich an gewissen Stellen ziemlich verkrampft den Wänden entlang schleiche.

Der Alpstein ist bekanntlich nicht zu unterschätzen. Mehrere Personen werden noch immer vermisst, die irgendwann nicht von ihren Wanderungen zurückkehrten. Als ich letztes Mal über den Chreialpfirist Richtung Zwinglipass unterwegs war, hat der Berg auch mich beinahe verschluckt. Glücklicherweise war ich schon fast vorbei, als ich es wahrnahm. Ein Loch! Wiese, Steine, Schratte überall, und direkt neben mir mitten in der Weide ein Karstloch von fast zwei Metern Durchmesser. Vereinfacht gesagt sind diese Löcher Entwässerungskanäle, die das Wasser der Karstoberfläche durch das Innere des Gebirges zur Quelle führen. Mir wurde dann gesagt, dass es hier viele solche Löcher gebe und dass die Wegmacher in jedes Loch runterschauten, ob da nicht irgendwo verschluckte Leute hockten. Richtig mulmig und unheimlich fand ich das. Und konnte es dann doch nicht lassen, einen Blick in den Berg zu riskieren, runterschauen. Es ging einfach nur runter, immer weiter und dunkler, unergründlich. Mit Herzklopfen wanderte ich weiter.

Ich musste die ganze Zeit an diese Löcher denken, bis ich im Tal unten war. Dass es den Bergen vielleicht manchmal einfach zu viel ist, wenn diese Horden von Wanderern auf ihnen herumtrampeln und die Spitzen ihrer Wander-

Zurück in Winterthur leistete ich einige Abende Freiwilligenarbeit beim Freilichttheater «Das dritte Gleis – Winterthur im Nationalbahnfieber». Winterthur trieb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sein eigenes Bahnprojekt voran, kam dabei mit Zürcher Plänen in Konflikt und musste schliesslich den Konkurs des eigenen Projekts hinnehmen. Die Stadt zahlte als direkte Folge bis Mitte des 20. Jahrhunderts Schulden ab. Man kann darüber spekulieren, ob die politische Landschaft der Schweiz anders aussähe, wenn die Winterthurer Erfolg gehabt hätten. Die Bahnpläne wurden von den sogenannten Demokraten vorangetrieben, die daraufhin die Mehrheit im Kantonsparlament wieder verloren. Auch spekulieren lässt sich, wie es um das städtische Selbstbewusstsein heute bestellt wäre. Die Winterthurerinnen und Winterthurer betonen gerne ihre Bescheidenheit. Möglich, dass dies irgendwie auch eine Schutzmassnahme ist, da man ziemlich auf die Nase fiel, als man die Dinge einmal ganz unbescheiden anging.

Dabei muss sich Winterthur aus meiner aktuellen architektonisch und städtebaulich beeinflussten Wahrnehmung heraus vor Zürich nicht verstecken. Zürich sieht sich gerne als Weltstadt. Mindestens in der Region zwischen Hauptbahnhof und See sowie am Seeufer gleicht es aber eher einem grossen Dorf oder bestenfalls einer Kleinstadt. Die Zürcherinnen und Zürcher haben sich stets gewehrt gegen jegliche Versuche moderner Architektur zwischen Hauptbahnhof und See. Entsprechend gestrig sieht es heute dort aus. Auf der anderen Seite des Hauptbahnhofs wurde zwar viel gebaut – der Sinn für das Schöne ging dabei aber meist vergessen. In Zürich ist als temporäres Kunstobjekt ein Hochseekran geplant. Dieser soll auch die zukünftige Gestaltung des Limmatquais



Das Sulzer-Hochhaus in Winterthur. Bild: Manuel Lehmann

zum Thema machen. Wer den Kran googelt, findet auf den ersten zehn Einträgen nur Statements von Gegnern. Diese betreiben sogar eine eigene Homepage. Zürich ist und bleibt ein Dorf.

Winterthur hingegen kann mit einem Industriegebiet mitten in der Stadt aufwarten, das momentan umgenutzt wird und danach vermutlich immer noch gut aussieht. Zudem hat die Eulachstadt zwei ansehnliche Hochhäuser mitten im Zentrum. Aus den meisten innerstädtischen Perspektiven sieht man davon mindestens eines. Dies verleiht Winterthur das zeitgemässe Profil, das Zürich abgeht.

MANUEL LEHMANN, 1974,
ist Vorstandsmitglied im
Arealverein Lagerplatz.

THURGAU

«Pepperminta» statt Flatrate-Tax

von MATHIAS FREI aus Frauenfeld

Heieiei, was bist du für ein grell-bunt überzeichnetes Videofilmlin im Langspielfilm-Format? Heieiei, «Pepperminta». Gestern Abend habe ich wieder mal ins Kino geschafft. Ins Frauenfelder Cinema Luna, dem besten Land-Studiokino der Schweiz. Der Neubau beim Tanner-Haus zwischen Bahnhof und Murg wird sicher gut. Freue mich schon auf die sommerlichen Gartencafé-Nächte nach einem feinen Film, aber das aktuelle Kino im ehemaligen Coiffeursalon ist mir auch ungemein sympathisch. Ins neue Luna werden nebst den Kinofreunden wohl auch die Modfans kommen, die vor dem Film Lust auf ein Hot-Panini mit Rohschinken haben und in der Pause ein Gläsi Prosecco trinken. Das brauchts halt auch oder eben nicht, wie all diese modernen



Verschenkt im Thurgau vielleicht bald Kinogutscheine: Ewelina Guzik. Bild:

Fussballstadien mit ihren Sitzplätzen, Alkohol-Verkaufsverböten oder Fanartikeln mit Sponsorenemblemen.

Gestern bei «Pepperminta» waren wir zu dritt im Kino. Die Werbedias hat der Operateur trotzdem gezeigt. Der Film hat mich einfach nur fröhlich gemacht oder vielleicht sogar glücklich. Da schmüset die Sinnlichkeit mit der bunten Unschärfe, welche das Leben liebenswert macht. Es ist archaisch und ritualisiert, luftig und verspielt. Ich möchte auch in Kraftberg leben und von Pepperminta geheilt werden. Und allen Thurgauerinnen und Thurgauern einen Farbfolien-Fächer umhängen. Oder noch besser: «Pepperminta» schenken, also allen 242'000 Thurgauerinnen und Thurgauern einen Kinogutschein nachhause schicken. Im Luna würde der Film während zehn Jahren laufen und wäre täglich ausverkauft. Der ganze Spass würde 3,38 Millionen Franken kosten. Oder 2,42 Millionen, wenn der Gutschein nur für den Zehn-Franken-Donnerstag gültig wäre. Dann würde Pepperminta aber etwas längerfristig in den Mens-Kelch bluten, während siebzig Jahren. Finanziell wäre diese Feel-Good-Aktion des Kantons aber wohl nur zu verkraften, wenn die kantonale Steuergesetzrevision, die «Flatrate-Tax» – nicht verwandt mit Flatrate-Saufen oder -Telefonie – Ende September bachab geschickt wurde.

Achtung, Politik: Die Stadt Frauenfeld verliert bei Annahme des Einheitssteuersatzes in den Jahren 2010 bis 2012 insgesamt sechs Millionen Franken, der Kanton in der gleichen Zeitspanne locker 171 Millionen, und das trotz dynamischer Sichtweise und prognostiziertem strukturellem Wachstum.

Ich bin der Meinung, dass ein Gratis-Kinobesuch bei «Pepperminta» zur Steigerung der allgemeinen Befindlichkeit ebenso «Standortvorteil» sein kann wie zu tiefe Steuern für reiche Leute. Und Ewelina Guzik in ihrer Pepperminta-Uniform bringt mir dann den Gutschein vorbei, leckt mein Namensschild ab, betätigt mit ihrer Zunge die Klingel und säuselt mit heller Stimme «Sie haben gewonnen» durch die Gegensprechanlage. Ich freue mich darauf.

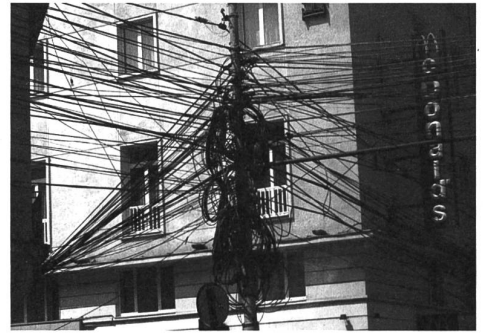
MATHIAS FREI, 1980,
Student, Kulturveranstalter, Slampoet,
Texter und SP-Gemeinderat.

TOGGENBURG

Kabellos gebunden

von ANDREAS ROTH aus Wildhaus

Der Journalist Max Küng hatte vor einiger Zeit im «Magazin» des «Tagesanzeigers» bedauert, dass sich das Reisen total verändert habe. Das abenteuerliche Reisen von früher sei auf Grund des technischen Fortschritts verloren gegangen. Darüber



Kein Kabelsalat mehr dank Wireless. Bild: pd

habe ich mir diesen Sommer auf einem USA-Trip Gedanken gemacht. Grundsätzlich liegt Küng falsch. «If you wanna have nothing, you can have nothing», sagte mir ein Amerikaner. Wer das einsame Abenteuer sucht, kann auf den Himalaya, in den Urwald oder die Wüste fliehen.

Ein Medium hat das Reisen jedoch grundlegend verändert: das Internet. Auf meiner Amerikareise ist mir bewusst geworden, wie tief das WWW in unser Leben eingedrungen ist. Ein positiver Aspekt des Internets ist, dass man auch im Ausland alles findet. Ein tolles Jazz-Konzert, das nächste Strassenverkehrsamt, das Hotel für die nächste Woche. Man kann zudem sein Auto verkaufen, seine Ferienfotos schon während den Ferien abspeichern oder ein Ticket für einen Federer-Match am US Open kaufen. Ganz nebenbei checkt man noch seine Mails, die Zeitungs-Homepage und Facebook, um sich zu vergewissern, dass man zuhause auch ja nichts verpasst. Das Internet macht das Reisen viel einfacher. Aber leider auch weniger spannend und anstrengend.

Denn man muss sich weniger durchfragen, erlebt weniger Überraschungen und bleibt mit dem Zuhause (zu) einfach verbunden. Bedauernd ist zudem die Entwicklung in den Hotels, die fast ausnahmslos kabellosen Internet-Zugang für ihre jungen Gäste anbieten. Viele Reisende sitzen mit ihrem eigenen Laptop im Gemeinschaftsraum und surfen einsam in der Weltgeschichte umher. Solche Situationen sind absurd. Man surft in «sozialen» Netzwerken wie zum Beispiel Facebook, anstatt neue Menschen und Kulturen kennen zu lernen. Wir sind definitiv die «Generation online». Immer in Verbindung mit unseren weltweiten Hyperlink-Freundschaften, um News, Marktwert und Unwichtiges zu überprüfen. «Offline» zu sein ist heutzutage fast unmöglich. Gerade darum sollte man beim Reisen alles daran setzen. Sonst bleibt man auch in der Freiheit kabellos angebunden.

ANDREAS ROTH, 1983,
arbeitet bei Snowland.ch
und der Klangwelt Toggenburg.

Unten graben, oben aufräumen

Gewerbler und Investoren wollen in St.Gallen eine neue Parkgarage.
Die Neugestaltung des Marktplatzes ist dabei nur ein Alibi,
aber vielleicht das Einzige, was realisiert wird.

von ANDREAS KNEUBÜHLER



In Zukunft soll der Bohl leer sein.

Bild: Martin Benz

Der ungeschlacht wirkende doppelte Blechkasten namens Klipp-Klapp steht weiterhin auf dem Marktplatz. Sollte ihm ein Tritt verpasst werden? Aber er kann ja nichts dafür, der verunglückte Prototyp war bloss der Auslöser, der ein Räderwerk in Gang setzte, dass zu einer überflüssigen Parkgarage, einer neuen Markthalle und dem leeren Bohl führen soll. Es war 2004, als SP-Stadträtin Elisabeth Beéry Klipp-Klapp als neuen Marktstand präsentierte. Das Modell fiel durch. Anschliessend begann eine bürgerliche Machtdemonstration, wie sie in dieser Unverfrorenheit sogar für St.Gallen einmalig ist. Wenn man sie in einen Bild fassen müsste, gäbe es dafür nur eines: Eine Variante der Saubannerzüge, wie sie die FCSSG-Ultras bei Auswärtsspielen inszenieren, um die Gegner einzuschüchtern. Hier wäre es ein Aufmarsch gut gekleideter Herren auf dem leeren Bohl, die «Hier re-giert-die-F-D-P» skandieren, dass es die Marktgasse hinauf dröhnt und die Metzgergasse hinunter schallt, bis der Umzug schliesslich in der Parkgarage verschwindet.

Unterirdische Denkmäler

Es dauerte einige Zeit, bis die Drahtziehereien hinter den Kulissen sichtbar wurden. Zuerst schien sich eine Art Ping-Pong-Match zwischen der Stadt und einer Gruppe von Gewerblern und

Investoren zu entwickeln, die aus Eigeninteresse unter dem Marktplatz eine Parkgarage bauen wollten. Das verdeckte Spiel lancierte die FDP, die nach dem Klipp-Klapp-Debakel mit einer Unterschriftensammlung einen Marschhalt bei der Planung verlangte. Dann trat eine private Gruppe von Gewerblern und bürgerlichen Stadtparlamentariern auf den Plan, die eine Parkgarage unter dem Marktplatz forderten und damit einen klaren Bruch mit dem bisherigen verkehrspolitischen Konsens – Parkhäuser nur am Rand des Zentrums – provozierte. Geld spielte offensichtlich keine Rolle: Drei Architekturbüros wurden mit Testplanungen beauftragt, mit dem einzigen Ziel, Druck aufzubauen und die Idee einer Parkgarage voranzutreiben. Anschliessend wurde noch ein bisschen Bäumlein-wechsle-dich gespielt: Aus der privaten Gruppe wurde die IG Chance Marktplatz, dann die IG Schibenertor, und inzwischen ist die City Parking St.Gallen AG am Ball. Die AG betreibt bereits die Parkgaragen Brühltor, Stadtpark und bald auch diejenige unter der Fachhochschule.


Es mag Auswärtige erstaunen, wie viel Geld, Aufwand und Winkelzüge in der Stadt St.Gallen investiert werden, um eine weitere Parkgarage zu bauen. Mit derselben Energie entstand in Luzern das KKL, entstanden in Zürich ganze Quartiere.

Aber so ist es halt: Die bürgerlichen Machttäger bauen sich in der Gallusstadt ihre Denkmäler unterirdisch. Übertrieben? Ein Blick auf den Verwaltungsrat der City Parking AG zeigt die Bedeutung, dieses Unternehmens. Das Gremium ist politisch zusammengesetzt, als würde es sich um ein für die Stadt überlebenswichtiges Unternehmen handeln und nicht bloss um den Bau und die Verwaltung unterirdischer Abstellflächen für Blech.

Bürgerliche Verfilzung

Mit Nino Cozzio und Elisabeth Beéry sitzen gleich zwei Stadträte im Verwaltungsrat. Mit dabei sind zwei Stadtparlamentarier der FDP, Daniel Rietmann und Roger Dornier. Dabei sind mit Markus Morant und Elmar Jud zwei ehemalige Stadtparlamentarier der CVP. Elmar Jud ist der Verwaltungsratspräsident und gehörte zur IG Marktplatz. Dabei ist auch Hans-Jürg Bernet, Rotary-Mitglied, Verwaltungsrat der St.Galler Kantonalbank und praktischerweise auch der Helvetia Versicherung, der das Union-Bürogebäude gehört, dessen Wert mit dem Bau der Tiefgarage deutlich steigen würde. Die Stadt ist aber nicht nur massgebend im Verwaltungsrat vertreten, sie ist auch am Unternehmen mit knapp vierzig Prozent beteiligt. Wenn die Stadt

Kunstmuseum Thurgau
Kartause Ittingen

Thurgau 

Kartause Ittingen
CH 8532 Warth
Telefon 052 748 41 20
kunstmuseum@tg.ch
www.kunstmuseum.ch

1. Oktober bis 30. April
Montag bis Freitag 14 – 17 Uhr
Samstag, Sonntag und
allgemeine Feiertage 11 – 17 Uhr
1. Mai bis 30. September
täglich 11 – 18 Uhr

5. Juni bis 13. Dezember 2009

Cécile Hummel. Contrapunctum
Vom Fokussieren und Schweifenlassen des Blicks

18. Oktober 2009 bis 11. April 2010

Olaf Nicolai. Mirador
Neueste Arbeiten

O T T E N
K U N S T
R A U M .

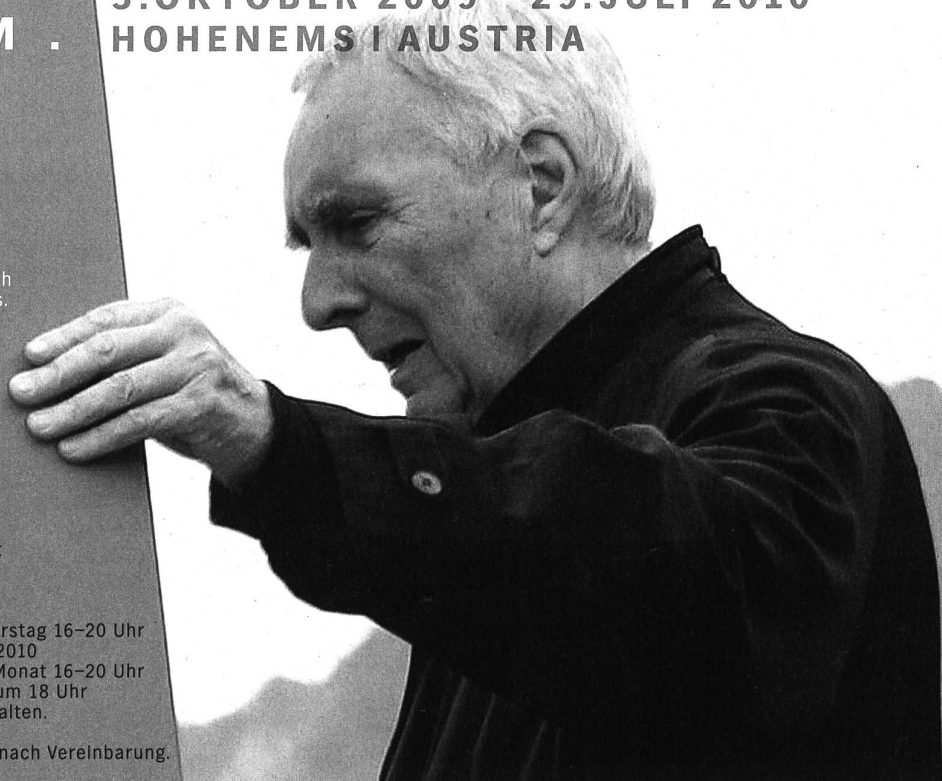
GOTTFRIED HONEGGER
KUNST ALS GESELLSCHAFTLICHER AUFTRAG
3. OKTOBER 2009 – 29. JULI 2010
HOHENEMS | AUSTRIA

Die Kunst ist ein Guckloch
in das verlorene Paradies.
Gottfried Honegger

Schwefelbadstrasse 2
A-6845 Hohenems
T +43 5576 90400
mail@ottenkunstraum.at
www.ottenkunstraum.at

Öffnungszeiten:
Oktober 09, jeden Donnerstag 16–20 Uhr
November 2009 bis Juli 2010
jeden 1. Donnerstag im Monat 16–20 Uhr
Die öffentliche Führung um 18 Uhr
ist im Eintrittspreis enthalten.

Gerne öffnen wir für Sie nach Vereinbarung.



www.steibler.at

www.appenze.kulturell.ch

mit den Parkgarage-Betreibern verhandelt, ihnen Auflagen macht, verhandelt sie auch mit sich selbst und beeinflusst eigene Renditemöglichkeiten. Gibt es ein besseres Beispiel für bürgerlichen Filz?

Bei dieser Konstruktion verschwimmen die Unterschiede zwischen privaten Investoren und öffentlicher Hand, bis sie nicht mehr wahrgenommen werden können. Es geht noch weiter: Ausgerechnet Elisabeth Beéry ist als Bauchefin für die Vorlage zuständig. Ist die Stadträtin der SP gegen die Parkgarage, wie der Grossteil ihrer Wählerinnen und Wähler? Niemand weiss es, Beéry hält sich strikt ans Kollegialitätsprinzip und vertritt die Meinung des Stadtrats wie ihre eigene. Damit sind auch politische Differenzen zwischen Stadtregierung und Opposition kaum mehr sichtbar. Wäre das Ganze ein Bühnenstück und hätte einen Regisseur, müsste man den fast schon als Zyniker bezeichnen.

Wie bei Familie Riese

Das Kalkül der Strippenzieher ist aber noch nicht aufgegangen. Es wird eine Abstimmung geben. Und dort könnte das ganze Projekt scheitern, sollten sich die Nein-Stimmen kumulieren: Die Gegner der Parkgarage, der zu kleinen Markthalle, dazu die VBSG-Passagiere, die nicht im Regen warten wollen, oder die Befürworter der Calatrava-Halle. Der Trick, sich die Mehrheit doch noch zu sichern, ist schon beinahe glorios und stammt aus der TCS-Küche. Mit einem angeblichen Kompromiss über eine Beschränkung der Parkplatzzahl sollen SP und Grüne ins Boot geholt werden und ihren Widerstand gegen die Parkgarage aufgeben. Ein Plan mit etwas gar durchsichtiger Raffinesse: Schliesslich ist klar, dass das Aufheben möglichst vieler oberirdischer Parkplätze für die Betreiber der Parkgarage eine wirtschaftliche Überlebensfrage ist. Wer parkiert schon freiwillig in einer Tiefgarage?

Aber überlassen wir diese leidigen Diskussionen den Parkplatz-Buchhaltern beider Lager und kümmern uns um den Entwurf für den Marktplatz. Seit der Präsentation wird heftig debattiert. Mit allem einverstanden war bisher nur die IG Marktplatz, die wenig überraschend for-

derte, «die Bauarbeiten möglichst rasch in Bewegung zu setzen». Vielleicht ist das Projekt in der Bevölkerung deshalb so umstritten, weil die Neugestaltung nicht wirklich zwingend ist. Anders als der Bahnhofplatz hatte ein neuer Marktplatz keine Priorität. Wer heute vom Union-Gebäude zum Waaghaus spaziert, sieht zwar die Notwendigkeit neuer Marktstände ein, ansonsten funktioniert der Platz und wirkt im Gegensatz zum Rest der Altstadt belebt.

Bekanntlich gewann der Entwurf «Josy und Orazio» der drei St.Galler Architekten Armin Benz, Martin Engeler und Norah Bothe den Wettbewerb. Ihr Projekt wich von den Vorgaben

Erstaunlich, wie viel Geld, Aufwand und Winkelzüge investiert werden, um eine weitere Parkgarage zu bauen. Mit derselben Energie entstand in Luzern das KKL, entstanden in Zürich ganze Quartiere.

in einem zentralen Punkt ab. Es sah einen Bohl ohne Bushalle vor. Das wirkt auf den ersten Blick ein bisschen wie bei Familie Riese, wenn der Sandkasten halbiert wird: Alles wurde auf eine Seite geschoben. Markthalle, Parkgarageneingang, zwei Bushaltestellen, zwei Unterstände für Fahrgäste. Der volle Marktplatz und der leere Bohl. Genauer: der videoüberwachte leere Bohl. Noch genauer: der videoüberwachte leere Bohl, über den alle drei Minuten Bus oder Trogenerbahn fährt.

Das Herz der Stadt

Ist der Bohl ein schöner Platz? Zehn von zehn St.Gallerinnen und St.Galler würden sagen: eher nicht. Tatsächlich ist der Raum umgrenzt von teils unbestrittener Hässlichkeit. Das beginnt beim Vorbau des Hechts, wo der Versuch, Spitzengastronomie zu etablieren, in die Hosen ging. Seit Jahren gibt es dort statt nobler Gedecke Pizza oder Ente süss-sauer. Danach folgt das Geschäftshaus mit dem McDonalds, bei dem man sich die Baugrube der achtziger Jahre zurückwünscht, weil dann wenigstens der Blick auf die historischen Gebäude um St.Katharinen frei würde. Das

Waaghaus mag aus der Distanz wie eines jener historischen Gebäude wirken, die in jeder zweiten Stadt stehen und von Touristen fotografiert werden. Regelmässigen Passanten – vorzugsweise nach irgendwelchen Festivitäten – bleibt vor allem der Gestank nach Urin in der Erinnerung haften. «No good vibes», würde der Rastamann sagen. Jedenfalls verhindert das Waaghaus den freien Blick in Richtung Bodensee oder die direkte Verbindung zum Park der Kantonsschule.

Lohnt es sich, diesen Bohl von der Calatrava-Halle zu befreien und als urbanen Platz für diverse «Events» aufzuwerten? Schliesslich findet sich unter dem Glasdach einer der wenigen Orte, an

dem St.Gallerinnen und St.Galler jeder Couleur Platz finden: Alkoholiker, Geschäftsleute, Schulkinder. Natürlich braucht die Stadt einen urbanen Platz. Nur, den hat sie schon – man muss ihn nur sehen: Das logische Herz der Stadt ist die Kreuzung Marktgasse/Neugasse. Ein zentraler Platz ohne Trogenerbahn, ohne Busse im Zweiminuten-Takt, problemlos mit einem einzigen Verkehrsschild für den Individualverkehr sperrbar.

ANDREAS KNEUBÜHLER, 1963,
ist Journalist beim Pressebüro St.Gallen.

KEINE ANGST VOR DEM LEEREN PLATZ?

Architekt Martin Engeler ist Mitglied des Teams, das mit dem Entwurf «Josy und Orazio» den Wettbewerb für die Neugestaltung des Marktplatzes gewonnen hat. Wie die Planer den leeren Bohl sehen, zeigt eine Computergrafik, die man auf der Internetseite des Architekten anschauen kann. Dort geht der Blick von der neuen Markthalle aus in Richtung Bohl by night. Im Zentrum steht das beleuchtete Hecht, das historische Waaghaus ist ebenfalls illuminiert, das Gebäude mit dem McDonalds liegt im Dunkeln. Wieso braucht es einen leeren Bohl? «So schön und durchsichtig die Calatrava-

Halle ist, versperrt sie doch den Raum. Mit der Eliminierung der Haltestelle am Bohl verschwinden auch die erhöhten Einstiegsrampen, und der neue Platz wird hindernisfrei von den umfassenden Bauten begrenzt», sagt Engeler. Der Bohl biete dann eine andere Qualität als der Klosterplatz oder der mittelalterliche Gallusplatz. «Der Stadt St.Gallen fehlt ein urbaner Stadtplatz», ist er überzeugt. Engeler betont, dass ein guter Platz keine Prunkbauten benötige, sieht aber auch Qualitäten in den Bauten, die den Bohl eingrenzen: Der Komplex mit dem Hecht sei stattdessen, das Waaghaus werde durch neue

Nutzungen aufgewertet werden. Auch in der Häuserzeile mit dem Coop-City stünden keine schlechten Bauten. Das gilt allerdings nicht für das Geschäftshaus mit dem McDonalds. Das sei «ein Verbrechen», so Engeler. «Wir haben in unserem Projekt vorgeschlagen, die Fassade umzugestalten.» Helen Bisang, Stadtplanerin sagt: «Der Bohl ist ein wunderschöner Platz – wenn das Waaghaus mehr zur Geltung kommt». In der Regel werde öffentlicher Raum von der Bevölkerung sehr schnell angeeignet und von verschiedenen Gruppierungen bespielt. «Man muss keine Angst vor einem leeren

Platz haben», erklärt sie und erinnert an den Trend zur Mediterranisierung, der sich auch in St.Gallen weiter durchsetzen werde. Man sehe heute schon, wie gut der Bohl genutzt werde. Bis am Abend sässen die Leuten in den Cafés. Es sei wichtig für die Stadt, dass sie einen Platz habe, der flexibel für Events und Anlässe genutzt werden könne. Dieser Bedarf sei dringend vorhanden, betont sie. Der Bohl werde ein «sehr urbaner» Ort werden, ist die Stadtplanerin überzeugt. (ak)

Genovesische Drecksbrühe

Zum Nutzen der Seefahrt wollte Christof Schlatter im 18. Jahrhundert Meerwasser entsalzen und liess es sich kurzerhand über die Alpen transportieren. Geworden ist trotzdem nichts draus.

von TIN FISCHER

Das Meerwasser, welches die Säumer in Flaschen über die Strassen des San Bernardino und die Bretterbrücken der Viamalasschlucht nach St. Gallen transportierten, hatte nichts von toskanischem Olivenöl und auch nichts von venezianischer Seife. Als Christof Schlatter die Bouteilles in Empfang nahm, deponierte er sie in seiner Werkstatt und nannte sie nur noch seine «genovesische Drecksbrühe».

Vom Teufel beherrscht

Das Meer kannte Christof Schlatter nur vom Hörensagen, aus Erzählungen von solchen, die St. Gallen verlassen und gelegentlich zurückgeschrieben hatten. Und da machte es nun wirklich nicht die beste Figur: Seinem Onkel Christoph, Pfarrer und Missionar, war es lediglich Arbeitsweg zu den Völkern von Ostindien, denen der heidnische Glaube ausgekocht werden sollte wie dem Meerwasser das Salz. Das Meer sah er wohl eher als flüssige Variante des Islams, als Grund dafür, warum die frohe Botschaft, dass Gott als Mensch auf die Welt gekommen und für die Sünden aller am Kreuz gestorben war, nicht schon früher alle Heiden jenseits von Europa erreichte. Schlatters Cousin Michael wiederum, einem Pfarrer in Philadelphia und Herrn über die reformierte Kirche von Pennsylvania, war das Meer ein undurchdringlicher Schutzwall, der ihn vor seiner Vergangenheit bewahren sollte, seit er im thurgauischen Wigoltingen, wo er ein junger und gelangweilter Vikar war, der die Hurerei und das Tabakrauchen mehr liebte als die erbauliche Predigt, die verheiratete Tochter des Pfarrers ge-

schwängert hatte. Die Flucht über den Atlantik bewahrte ihn vor dem Gefängnis in St. Gallen und bescherte ihm eine steile Karriere als Gründer der reformierten Kirche Amerikas. Dort war man dankbar, dass Gott endlich jemanden sandte, der die Auswanderer aus der Schweiz, die im Hafen von Philadelphia gestrandet waren, spirituell betreute. Und auch sie wussten in ihren Briefen über das Meer, die vermeintlich letzte Hürde zum amerikanischen Paradies, nur von Stürmen über den Shetlands, fauligem Trinkwasser und tagelangem, gottvergessenem Warten auf trinkbaren Regen zu berichten. Kurzum: das Meer, wie Christof Schlatter es kannte, war vom Teufel verseucht und vom Teufel beherrscht. Und er, Christof Schlatter, der Lehrer und Katechet aus St. Gallen, wollte höchstpersönlich eine Maschine entwickeln, die zumindest das Meerwasser wieder süss und damit die Seefahrt etwas weniger tödlich machte.

Schiesse mich, schüss mich

Von der Forschung in London, Berlin und Paris und den Geldern der britischen Admiralität oder der französischen Marine war der Lehrer und Freizeitforscher Christof Schlatter so weit entfernt wie von den Küsten der Meere. Die Seefahrernationen investierten viel in die Entwicklung von Entsalzungsanlagen, seit ihre Schiffe nicht mehr nur den Küsten entlang fuhren. Aber über längere Zeit geniessbar waren die Destillate nicht. Mit Ölen, Salzen, Knochen, Kreide und Seegras versuchte man in den Labors von London den Prozess zu optimieren. Solange die Zeitungen

nichts anderes meldeten, wusste Christof Schlatter in St. Gallen zumindest, dass der Durchbruch noch immer ausgeblieben war.

Wer Schlatter in seiner Werkstatt besuchte, traute sich nicht einmal, seinen Finger in die Bouteillen aus Genua zu stecken und das Meerwasser zu schmecken. Eine unberechenbare, still gelegte Aggression ruhte in diesem Christof Schlatter, seit er im Alter von siebzehn Jahren vom Vogelschiessen zurückkam und im Klosterhof von «einigen jungen Töchterlein» umringt wurde. Die Protokolle des Vorfalls lesen sich wie ein sexueller Akt. «Schiesse mich, schüss mich», sollen sie ihm zugerufen haben. Da habe er den Lauf auf «Herr Friedrichs Tochter Jungfrau Susanna» gerichtet, ein Mädchen, zu dem er, wie er später vor dem Rat beteuerte, «eine grosse Liebe getragen» habe. Da sei das Rohr, mit Vogelschrot geladen, plötzlich losgegangen. Zu seinem eigenen Schrecken, wie er darauf sagte. Ohne sagen zu können, ob er «das Zünglein angerührt oder nicht». Jungfrau Susanna wurde getroffen und starb. Das Mysterium um Christof Schlatter war, dass ihm selbst die Eltern des Kindes nicht die geringste Boshaftigkeit zu unterstellen vermochten. Sie erhoben keine Klage, und der Rat verzichtete auf eine Strafe. Lediglich zwei Jahre lang sollte Christof Schlatter die Stadt verlassen, damit ihn die Eltern nicht mehr täglich sehen mussten, sein Studium der Theologie abbrechen und nach einem anderen Beruf als dem des Pfarrers suchen. Zwei Jahre blieb Christof Schlatter St. Gallen fern. Und konnte den Griff zur Waffe nicht lassen, als er wieder zurück war. Zusammen-



Illustration: Felix Stickel

mit den anderen Söhnen der besten Familien der Stadt, den Wegelins, den Zollikofern und den Hochreutinern, ging er hinaus und gemeinsam schossen sie in die Nacht, bis der Rat weitere Bussen verhängte.

Reise nach London

Im Oktober 1751, nach einem Jahrzehnt der «physikalischen, optischen u. mechanischen Versuchen», überschlug sich das Leben des Christof Schlatter. Sein Onkel schrieb aus London, dass «zwey Irländer bey der dasiger Admiralität gemeldet, das gleiche Geheimnis zu entdecken» – nämlich das der Meerwasserentsalzung. Umgehend stellte Christof Schlatter seine Maschine – er nannte sie mittlerweile sein «Arcano», was so viel wie Mysterium bedeutet – dem Rat vor und bat um Unterstützung zur Reise nach London, wo er seine tropfende Maschine der britischen Admiralität vorführen wollte. Der Rat willigte ein. Wie der Zufall es wollte, kam in diesem Moment auch noch ein einstiger Flüchtling aus Amerika zurück in die Stadt, der Cousin Michael Schlatter. Fünf Jahre waren seit seiner Flucht vergangen. Das uneheliche Kind war noch im ersten Lebensjahr im St.Gallischen Waisenhaus gestorben und die beiden Grossväter, die ihre Grossvaterschaft so wenig anerkannten wie Schlatter seine Vaterschaft, hatten sich ob der unseligen Angelegenheit versöhnt. Nichts sollte die Obrigkeit der Stadt mehr daran hindern, den geflohenen Pfarrer, der in Pennsylvania zu hohen Würden gekommen war, willkommen zu heissen und ihm das st.gallische Bürgerrecht zu verleihen.

Er sei jetzt «mehr als Persona publica als aber als privata anzusehen», hiess es. Zurückhaltend wurde der Rat erst, als Michael Schlatter den Grund seiner Reise offenbarte, nämlich dass er Geld und junge Pfarrer für seine Kirche brauche. Der Rat zeigte sich vom Durst der Auswanderer nach dem Wort Christi wenig beeindruckt. Schliesslich hätten diese durch ihr unbesonnenes Wegreisen sich der städtischen Huld und Fürsorge unwürdig gemacht. Unverrichteter Dinge, aber nun mit Begleitung, reiste Michael Schlatter zusammen mit seinem Cousin Christoph nach London.

Schmerzliche Niederlage

Christof Schlatters Aufenthalt in London ist so mysteriös wie die Adoleszenz von Jesus Christus. Die Quellen verraten uns fast nichts. Im März schrieb Christof Schlatter und bat den Rat, man möge die Stellvertretung auf seinem Lehrposten verlängern. Im August schrieb er das gleiche nochmals. Und als er nach fast einem Jahr endlich nach St.Gallen zurückkehrte, wusste er über die Präsentation seines «Arcanos» nichts zu berichten, was dem Ratsschreiber noch protokollwürdig schien. In der Geschichte der Destillation erscheint der Name Christof Schlatter nicht. Christof Schlatter, der das Meer nach St.Gallen geholt hatte und, abgeschnitten vom internationalen Wissenschaftsbetrieb, in seiner Werkstatt entsalzte, musste in London eine schmerzliche Niederlage erlebt haben.

Wie weit ging er, um die Funktionstüchtigkeit seiner Maschine unter Beweis zu stellen? Wäre Christof Schlatter eine Romanfigur, er hät-

te sich wahrscheinlich zusammen mit seinem Cousin Michael in die Londoner Wohnung seines Onkels eingesperrt, mit nichts als fester Nahrung, Fässern voller Meerwasser und seinem «Arcano». In einem von der Admiralität versiegelten Zimmer hätten sie die Atlantikpassage simuliert. Täglich hätte Christof Schlatter für das Wohlbehalten von sich und seinem Cousin gebetet, wobei es bald nicht mehr klar gewesen wäre, ob er noch zu Gott oder nur noch zum «Arcano» spricht. Aber schon nach einer Woche wären durch den Mangel an Trinkwasser ihre Beine und Arme wie gestopfte Därme angeschwollen, und immer deutlicher hätte sie die Funktionsuntüchtigkeit des «Arcanos» an ihren eigenen Körpern ablesen können. Michael Schlatter, der den Atlantik schon mehrfach überquert hatte, hätte zumindest gewusst, wie man über Wochen Gott dazu anhält, dass er einen sicher durch die Höllen der atlantischen Stürme führt und vor den Naturgewalten schützt, die zwei eingesperrte Männer zwischen sich provozieren konnten, die ihre Triebe noch nie zu kontrollieren verstanden hatten.

TIN FISCHER, 1983,

lebt in Berlin und hat über Michael Schlatter seine Masterarbeit in Nordamerikanischer Geschichte geschrieben.



Bild: Michael Bodenmann

Yachten statt Enten

Früher badete *MARCO KAMBER* in Staad im Bodensee.
Nun stehen dort Häuser mit schicken Wohnungen und ein Yachthafen.
Ein Blick zurück ans sommerliche Seeufer.

Es ist heiss und es riecht nach Bahnhof. Ich bin in Staad, dem 2500-Seelen-Ort ohne Herz, aber mit Hauptschlagader; die Hauptstrasse verbindet die Autobahnausfahrt in Rheineck mit Rorschach. Links und rechts der Strasse gibt es nicht viel mehr als zwei Tankstellen, einen Käseladen, ein Bordell, eine Beiz für Surfer und Skaterinnen und daneben eine für Hochzeitsfeste mit Alleinunterhalter. Ich will aber zum See, der bei der Kiesdeponie ufert und in den man reinspringen kann, um sich von der Hitze erlöst wie neu geboren zu fühlen. Hier kommt mit dem Badetuch unter den Arm geklemmt hin, wer die herumstehenden Bagger und Kieshaufen für kein Eintrittsgeld der Welt gegen Glacestände, Bademeister und Radioverbot eintauschen will. Man hat seine Ruhe, springt in den See und legt sich zum Trocknen und Rauchen auf den rostigen Kieskutter. Es ist viel mehr Brachland als Bürgeridyll und passt zu Staad.

Aber das war einmal. Mit dem Badetuch stehe ich nun also da, schaue mich um und fühle mich verloren; nichts mehr scheint so wie vorher zu sein. Der Charme ist weg, die Kiesberge auch – verarbeitet zu Beton, aus dem die Blocks zu meiner Rechten über den Winter wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Fünfzehn Stück stehen in einer Zweierreihe da wie ein Hotelkomplex an einem Billigstrand. Fassungslos stolpere ich durch das bisschen freien Raum zwischen den Neubauten über Gartenmöbel und Olivenbäume.

Schlechter Traum

87 der neunzig Wohnungen sind bereits verkauft. Der Preis berechnet sich wie bei einer Grossveranstaltung: Je näher an der Attraktion, desto teurer der Spass. Rund 1,2 Millionen Franken wurden ganz vorne ganz oben hingeblickert. Was der Käufer davon hat, sind siebeneinhalb Zimmer, ein Lift der ins Wohnzimmer fährt, fährt ins Wohnzimmer und «das super Gefühl, als könne man vom Balkon direkt in den See springen». Dass hinter der Tür 20'000 Fahrzeuge pro Tag durchrauschen und man von den billigeren Wohnungen aus nur in die Küche des Nachbarn sieht, ist unwichtig und wird vom neuen Yachthafen wettgemacht: Das Anrecht auf einen der 150 Bootsplätze ist im Paket «Wohnen am See» inbegriffen.

Traurig, aber zielstrebig und doch bestrebt bin ich auf der Suche nach dem Plätzchen, das so gut war, damals. Ich fühle mich wie in einem schlechten Traum, wo man verreiselt und bei der Rückkehr nichts mehr so ist, wie es war, und man niemanden mehr kennt. Schier hätte ich die Orientierung im Häuserlabyrinth verloren, ehe ich mich dann aber auf einem fein gezimmerten Holzsteg über dem See wiederfinde. Auf einer Länge von 150 Metern hängt dieser über der Wasseroberfläche und zieht eine parallele Linie zur Siedlungsfront. Schön für verliebte Flaneure, aber auch für Neureichen-Voyeure. Diesen kann nämlich direkt ins Wohnzimmer geschaut wer-

den. Dagegen gibt es zwei Massnahmen: Vorhänge ziehen oder der «IG Staad» beitreten und für den Abriss des Fussgängerstegs, also für den Privatstrand kämpfen.

Zutritt nur mit Zahlencode

Vor dem Yachthafen brennt mir die Sonne besonders erbarmungslos auf den Schädel, aber Reinspringen geht nicht. «Ich muss draussen bleiben», heisst es auf einem Schild, das sich an Menschen richtet, die den Zahlencode für das Tor des neuen Bootsstegs nicht kennen. Hinter mir erstreckt sich die Hafemole in den See hinaus. Am Ende der berauschend weiten Fläche stehen zwei alte Eichen und erinnern an vergangene Tage. Über eine Treppe könnte man hier in den See steigen. Mir ist die Lust darauf inzwischen vergangen. Nicht einmal die Enten wollen hier schwimmen. Ihr Revier wurde eingenommen von weissen, polierten Yachten, die sporadisch ein- und ausfahren und auf deren Steuerdecks kleine sonnengebräunte Männer mit runden Wohlstandsbäuchen thronen. Je tiefer die Sonne, desto mehr von ihnen kommen daher, wie Ameisen von einem Zuckerli angezogen. Ich frage mich, was hier vor sich geht, denke an Flucht und bleibe dann aber doch verduzt stehen, als ich das sehe: Von der anderen Seite kolonnt sich eine Reihe Autos heran. Fiat und Mercedes, aber auch Jaguar, Maserati.

Künstlicher Bambus und Cohiba

Der falsche Film scheint dermassen schlecht zu sein, dass ich mittlerweile vergessen habe, was hier früher war und wonach ich suche. Irgendjemand muss einen Zirkus herbestellt haben, und allen scheint es zu gefallen. Von allen Seiten stöckeln Frauen her, jung bis alt, mit sämtlichem verfügbarem Schmuck behängt. Davor die Männer, eher älter, mit weissen Leinenhosen, rosa Hemden und Sonnenbrillen. Aus der ganzen Region und auch dem nahen Ausland pilgern sie in die neue Beiz – pardon, Lounge – gleich neben dem Yachthafen. Hineingepfercht zwischen künstlichem Bambus und goldenen Buddha-Figuren sitzt man hier auf weisser Kunstledercouch, gönnt sich ein, zwei Spritz mit Eis und lauscht der ewig rotierenden Cafe-Del-Mar-Compilation. Oder man steht an der kitschigen weissen Bar, legt die Bootsschlüssel neben seinen Drink und raucht eine Cohiba. Davon gibt es zum Glück auch günstigere Modelle – denn reich sind hier nicht alle. «Hauptsache, man lässt es sich richtig gut gehen», schallt es aus der Menge, und ich sehe zu, wie eine lachsfarbene gekleidete Frau ihrem Mann etwas vom Antipasti-Tellerchen in den Mund stopft.

Ich verspüre den Drang, zu erinnern: Das hier ist Staad und nicht St. Tropez! Herablassende Blicke ernte ich schliesslich, worauf ich in Gedanken entgegnete: «Doch, ich habe hier etwas zu suchen. Und ja, ich habe hier etwas verloren.» Ich werde zornig. Es ist etwa dasselbe wie mit einer Band, die man hörte, bevor sie gross raus-

gekommen ist. Jetzt aber, wo ihre neuen und nicht mehr so tollen Songs auf jedermanns iPod archiviert sind, klingt sie schal.

«Kifferwiese» in Rorschach

Ich muss weg von hier, mir einen neuen Ort am Wasser suchen. Aber wo beginne ich? Vorbei am überfüllten Hörnlibuck auf dem Weg ins benachbarte Rorschach gibt es erstmal keine Seesicht, dafür einen Wald von Zäunen und Betonwänden. Dahinter Villas, Seminarstätten und eine Schönheitsklinik, die von aussen ein wenig an das Spital in Dürrenmatts «Verdacht» erinnert. Darüber, ob sie Frauengesichter schöner macht, lässt sich streiten. Ganz sicher macht sie mit der Umgebung das Gegenteil. Weiter Richtung Rorschach, in der Nähe des Hauptbahnhofs gibt es einen Platz am See, der «Kifferwiese» genannt wird. Hier ist es ganz in Ordnung, zwischen zwei Bäumen hängt eine Rastafari-Flagge, und es riecht nach Bratwurst und Hasch.

Gesprochen wird aber auch hier über ein Bauvorhaben: Die Wiese wird «umstrukturiert» respektive verkleinert, denn hier kommt das Verwaltungs- und Ausbildungsbüro eines Schraubenmilliardärs zu stehen. Geworben wurde mit der Schaffung von 250 bis 500 Arbeitsplätzen, und so stimmten 88 Prozent für den Verkauf des Landes. Der See zieht an – und je dicker das Portemonnaie, desto offener die Arme, die einen willkommen heissen. Bleibt zu hoffen, dass die Stadt Rorschach, der ein freier Seezugang ausdrücklich am Herzen liege, bei der Umgestaltung des «Seeufers Ost» nicht nur an die Bau-, sondern auch an die Freiraumentwicklung denkt. Doch bis zur möglichen Fertigstellung sollen noch mindestens sieben Jahre vergehen.

Uninteressantes Skelett

Inzwischen ist es Herbst geworden. Ich habe genug gesucht, und zum Baden ist es mittlerweile zu kalt. Ein letztes Mal gehe ich zurück nach Staad. Der dunkelblau-graue See spiegelt sich in den Glasfassaden der Häuser wider. Der Spuk ist vorerst vorbei: Die Seepark-Bewohner sind dabei, ihr Gartenmobiliar im Keller zu verstauen. Auch der Yachthafen und die Lounge sind nun leergefegt, und die Olivenbäume sind schon fast erfroren. Was früher eine Jahreszeit war, ist heute die Nebensaison. Und wo sonst von einer unterschätzten Anzahl Leute das schöne Nichts genossen wurde, liegt nun ein Skelett, welches bis zum nächsten Sommer niemanden interessieren wird.

MARCO KAMBER, 1987, wohnt in Rheineck und arbeitet als Booker beim Konzertlokal Mariaberg in Rorschach.

Jobs, aber keine Arbeit

von WALTER SIERING aus Liberia

Liebe Leserin, lieber Leser, wollen Sie von exotischen Speisen, fantastischen Bauten oder (auf-)reizenden Tänzen lesen? Dann können Sie die Flaschenpost jetzt wieder schliessen.

Liberia in Westafrika, nie Kolonie, wurde als demokratischer Staat mit Verfassung ein Jahr vor der Schweiz gegründet und war bis zu Beginn der achtziger Jahre eines der entwickelten Länder auf dem Kontinent. Aber fast zwanzig Jahre Bürgerkrieg haben das Land verheert. Die Hauptstadt Monrovia ist hoffnungslos überbevölkert. Die ländlichen Regionen sind verlassen, denn dort gibt es keine Jobs, doch auch in Monrovia gibt es keine Arbeit. So versuchen sich alle als Verkäufer oder Händlerinnen. Die Stadt ist überschwemmt mit Plunder, Neuschrott aus China und Altkleidern aus Europa. In der unfassbaren Menge von Verkäuferinnen mit Eimern oder Schüsseln auf dem Kopf und Händlern mit Ständen und Garretten sind Kunden kaum auszumachen. Auf vielen Strassen ist mit dem Auto kein Durchkommen, denn von rechts und links wuchern die «Märkte» und unten stören Belagsbrocken. Weiss der Merkur, wie dieses System funktioniert.

Nebst materiellen ist auch das Angebot an nicht materiellen Gütern gross. Hoffnung und Trost gibt es – nicht ganz wohlfeil – in vielen Kirchen und zahllosen Splitterkirchen sowie einigen Moscheen. Für diese Bemerkung muss ich mich in einer Diskussion allerdings korrigieren lassen: Als Westler könne ich gut spotten, denn bei uns werde bei jeder Katastrophe vom Krisenstab sofort ein Psychologenteam zusammengetrommelt, und in Liberia gibts grade mal eine psychiatrische Klinik, die komplett überlastet ist. Wer kümmert sich um Kriegsversehrte, um Angehörige, um all die jungen Erwachsenen, die als Kindersoldaten selbst zu Schlächtern geworden sind? Das fragt mich Miatta, die im Ausenministerium arbeitet und die Steuerrechnung längst bekommen hat, nur auf den Lohn wartet sie seit drei Monaten.

Bürgerkrieg im Alltag

Steuern bezahlt man ab einem monatlichen Einkommen von umgerechnet 200 US-Dollar. So viel verdienen die Allerwenigsten. Sie müssen mit dem liberianischen Dollar rechnen. Für einen Ami-Dollar bekommt man siebzig liberianische in Scheinen zu fünf, zehn oder zwanzig. Für ein grosses Bier blättert man 26 rötliche zu fünf beziehungsweise dreizehn bläuliche hin. Oder waren sie bräunlich? Schon bin ich nicht mehr sicher. Angesichts der Menge, die man schon für einen kleinen Einkauf herumtragen muss, nimmt sich die Grösse eines Portemonnaies geradezu lächerlich aus. Man benutzt hier darum Plastiksäcke.

Ich habe mir die Haare schneiden lassen, das hat einen Franken gekostet. Der Coiffeursalon ist

eine etwa zwei auf zwei Meter grosse Baracke am Strassenrand. Sie ist gleichzeitig DVD-Verleih und Ladestation für Handys; viele besitzen eines, aber kaum jemand hat Strom. Im Fernsehen läuft die Casting-Show «America's Got Talent». Der Coiffeur hat Talent. Mit roter Bastelschere und Rasierklinge schnippelt und schabt er vorsichtig an mir herum, nachdem ich mir auf einem gemalten Plakat mit allerlei Frisuren die gewünschte ausgewählt habe. Lässig sieht er aus, wie sein linker Hemdsärmel in der Hosentasche verschwindet und er mit zwei Fingern mein Ohr nach unten drückt und mit den restlichen die Klinge führt. Ich möchte ihn fragen, wie er seinen Arm verloren hat, denn das Abhacken von Gliedmassen mit dem Cutlass, dem langen, geschwungenen Buschmesser, gehörte im Bürgerkrieg zum Alltag. Deshalb frage ich ihn nicht. Er ist eine Ausnahmeerscheinung unter den Kriegsgeschädigten und ich bewundere ihn, aber das sage ich ihm nicht. Ich bedanke mich nur für die gute, sorgfältige Arbeit.

Moses ohne Führerschein

Phillipp, ein junger Bursche, der für uns putzt, kocht und wäscht, fragt mich, wie bei uns die Häuser aussehen. Ich habe keine Fotos dabei, so blättern wir die «Saiten»-Sommerdoppelnummer durch. Sein Blick bleibt auf dem Bild einer überschwemmten Strasse in Rorschach hängen: «Oh, you got rainy season too!»

Unsere Gastgeberin hat uns ihren Gelände-Opel mitsamt Chauffeur zur Verfügung gestellt. Moses heisst er und ist ein wirklich guter Fahrer. Es ist gerade Regenzeit und er teilt die Fluten auf den überschwemmten Strassen wie sein biblischer Namensvetter – und das ohne Führerschein. Denn er hat das Geld dafür (von seiner Chefin) anderweitig verbraucht. Leider ist er zuweilen kaum zu erreichen, nämlich dann, wenn er am Abend vorher einen kleinen Zahltag bekommen hat. Mit etwas gutem Willen vermutet man sein Handy dann im Aufladeladen, doch nicht nur Handy und Opel brauchen Sprit, und so bringen wir halt den guten Willen nicht auf. Wenn er dann einen Tag später auftaucht, entschuldigt er sich mit Bauchschmerzen, und das glaube ich ihm sogar, denn Moses gehört zu denen, die sich anstelle des teuren Biers an den effizienteren Zuckerrohrschnaps halten, der mir, notabene von vielen Wässern getränkt, beim ersten Schluck sofort die Galle hochtreibt. Aber Moses ist ein Naturwunder, mit kleineren Einheiten intus fährt er über Strassen, die Kraterlandschaften gleichen, ohne dass sich in seinem Magen etwas tun würde.

Nicht nur über Moses wacht ein Schutzengel, sondern auch über die Brauerei, obwohl das Bier vom Namen her, Club Beer, nicht so sakral tönt wie das hiesige Klosterbräu. Die Monrovia

Breweries Inc. hat den Bürgerkrieg nicht nur heil überstanden, sondern auch die Produktion nie eingestellt. The Lord had mercy. In diesem Fall waren es zwar eher die verschiedenen Warlords. Das Bier schmeckt gut und kommt aus St.Gallen. Na ja, nicht direkt natürlich. In den fünfziger Jahren ist es einem abenteuerlustigen St.Galler (Ruedi hiess er, und ich verdanke ihm viel!) zu eng geworden, also wollte er auswandern – nach Libyen. Dann hat aber der Schalterbeamte oder sonst jemand einen Fehler gemacht, und so ist unser St.Galler in Liberia gelandet, wo er es zuerst mit dem zähflüssigen Gummi in den Plantagen von Firestone zu tun gehabt und später die Brauerei aufgebaut hat.

Dreckiger Strand

Rauchschwaden ziehen über die Strassen eines Vororts. Jemand hat die Abfallhaufen angesteckt, es beisst in der Nase. Dazu kommen die Abgase der ausrangierten Schrottautos aus Europa. Umweltschutz ist Luxus. In Sinkor, einem besseren Stadtteil von Monrovia, putzen Leute von einer NGO mit einigen Kindern den Strand, Erziehung zum Umweltbewusstsein. Ich erinnere mich, wie wir Kinder Ende sechziger oder Anfang siebziger Jahre von St.Gallen zum Bodensee gekarrt wurden zur Seeputzete. Ich weiss aber nicht mehr, ob ich so eifrig zu gang war wie die Kinder hier. Sie arbeiten gründlich und augenscheinlich mit Vergnügen. Doch ich hoffe, dass sie auf Höhe der elften Strasse aufhören, denn da ist der Strand eine langgezogene Abfallhalde und zugleich die Toilette der Hausbesitzer, die ihre Klos nicht reparieren. In Liberia sind seit den Massakern und Vertreibungen viele Häuser und Grundstücke besetzt, meist verwahrlost. Sie sind nun Eigentum von Vertriebenen oder im Krieg Massakrierten. Für heimkehrende Flüchtlinge wird es dann äusserst kompliziert, Besitzansprüche geltend zu machen. Viele Dokumente sind verschwunden, das Grundbuchamt auf Grund gebrannt. Konflikte sind programmiert, wenn die einen ihr Land, ihre frühere Existenz zurückhaben wollen und die anderen sich von den Heimkehrenden vertrieben fühlen.

Das Liberianische Zwergflusspferd ist mir auch auf unserer Reise ins Landesinnere, von der ich hier nicht berichte, nicht begegnet. Doch ich werde wieder nach Liberia gehen. Wer weiss, wie sich dort alles entwickelt. «Slow, slow», sagen die Liberianerinnen und Liberianer.

WALTER SIERING-OBEY, 1959, unterrichtet in St.Gallen Einwanderinnen und Einwanderer in der deutschen Sprache. Er besuchte zusammen mit seiner Frau deren Familie in Liberia.

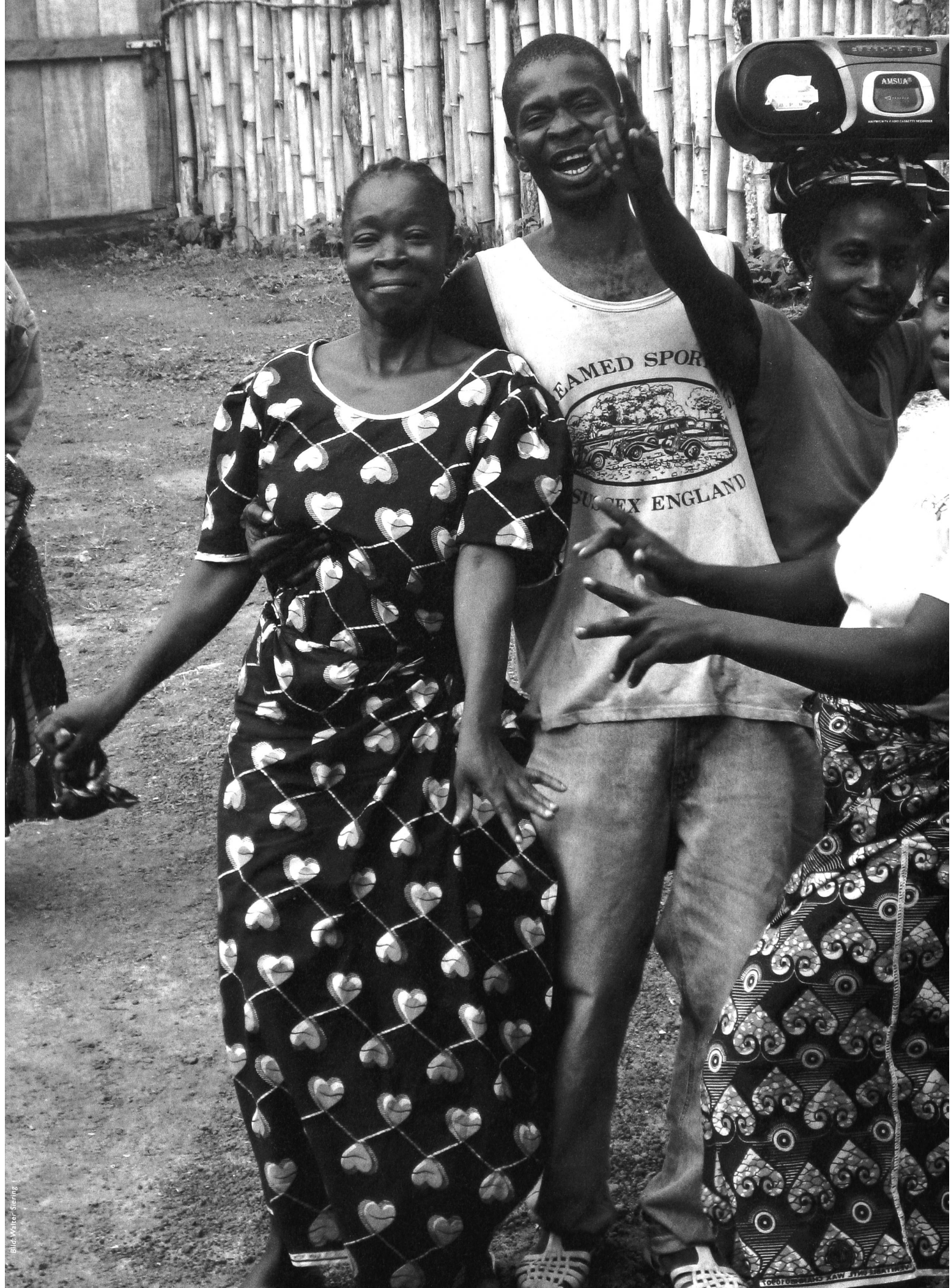


Bild: Walter Steinhilber